

[B.1] Kommission für die Zusammenstellung der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges

Odessa, 20. Juni 1944

Stenogramm des Gesprächs mit Gen. Iwanowa O.P., Gen. Ptschelinzewa M.N. und Gen. Brodskaja F.A.

Gesprächsführung: Gen. Tschermenskij, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission.

Protokollierung: Gen. Rosljakowa.

Iwanowa, Olga Petrowna – Leiterin der Katalogisierungsabteilung. Geburtsjahr 1898. Russin. Parteilos. Adresse: Tschitscherin-Straße 12, Wohnung 11.

Ptschelinzewa, Maria Nikolajewna – Leiterin der Bibliographischen Abteilung. Geburtsjahr 1902. Russin. Parteilos. Adresse: Schukowski-Straße 4, Wohnung 7.

Brodskaja, Fanni Abramowna – Bibliothekarin der Abonnementabteilung. Jüdin. Parteilos. Adresse: Pasteur-Straße 13.

**Ptschelinzewa:** Wir hatten eine ganze Sammlung alter gedruckter Bücher, Miniaturausgaben. Die besonders wertvollen haben wir fortgeschickt. Wir haben eine sehr gute Auswahl getroffen. Das haben Kenner gemacht. Die Bücher wurden zusammen mit Dokumenten und Materialien zur Parteigeschichte fortgeschickt. In den letzten Tagen haben wir noch einmal die wertvollsten Bücher ausgewählt. Aber da waren wir schon unter Zeitdruck und haben genommen, was uns gerade unter die Augen kam. Wir beschlossen, diese Bücher nach Taschkent zu schicken. Dort war ein Verwandter meines Mannes Direktor der Bibliothek. Aus irgendeinem Grund sind die Bücher zunächst in Pensa gelandet. Wir haben von den Kollegen, die mit ihnen unterwegs waren, einen Brief von dort bekommen. Dann haben sie die Bücher nach Taschkent geschickt.

Am 16. Oktober zogen die Besatzungstruppen in Odessa ein. Am 18. Oktober wurde verkündet, dass Juden sich registrieren müssen. Sie wurden in den Stadtteilen und Gebäudehöfen versammelt und zur Registrierung ins Gefängnis geschickt. Allerdings hat man es nicht geschafft, alle Häuser zu durchkämmen.

Am 24. Oktober gab es eine heftige Explosion im NKWD-Gebäude<sup>1</sup> in der Engelsstraße. Es hieß, dass sich darin bis zu tausend rumänische und deutsche Soldaten und Offiziere befanden. Am nächsten Tag wurde ein Erlass veröffentlicht. Darin stand, der Anschlag werde der Stadt teuer zu stehen kommen: Für jeden

---

<sup>1</sup> NKWD: Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten, die Vorläuferorganisation des KGB.

getöteten rumänischen oder deutschen Soldaten sollten hundert Menschen sterben. Mit diesem Tag begannen die Gräueltaten in Odessa, als Vergeltung für die Explosion im NKWD-Gebäude.

Am 25. oder 26. Oktober ging ich in die Bibliothek und sah plötzlich Galgen [B.2] in der Stadt. Das hat bei uns einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ich sah zwei Galgen und an jedem hingen sechs Menschen. Wegschauen war verboten. Sie haben Häftlinge aufgehängt, um sich für den Anschlag zu rächen. Viele davon waren Juden und Kommunisten.

Am nächsten Tag ging ich die Puschkin-Straße entlang. Dort war an jeder Straßenecke ein Leichnam hingelegt worden, um der Bevölkerung eine Lektion zu erteilen. An der Ecke Bebelstraße lag eine Frau in einem eleganten blauen Kostüm. Sie hatte keinen Kopf mehr. Ihr Blut strömte über den ganzen Bürgersteig auf das Straßenpflaster. Neben den Leichen stand meist eine Tafel an einem Pflock, mit dem Namen und dem Grund für die Bestrafung. Ich habe das nicht gelesen, ich konnte es einfach nicht. Mein Mann war Jude. Können Sie sich vorstellen, wie aufgewühlt ich war?

Am 18. Oktober haben sie auch ihn festgenommen. Zwei Wochen später wurden viele Juden freigelassen, aber mein Mann war nicht darunter. Er ist spurlos verschwunden. Ich weiß bis heute nicht, wo er ist. Vielleicht wurde er auch irgendwo gehängt.

Bei mir wohnte eine alte Verwandte meines Mannes. Sie war sehr krank, deshalb wollte sie nicht zur Registrierung gehen. Der Hausmeister hatte den strengen Befehl, jeden einzelnen Juden herauszuholen. Er ging zu dieser alten Frau. Sie sagte, ich kann nicht zur Registrierung gehen. Da hat man sie in den Hof hinausgeschleppt. Das war gegen acht, es wurde schon dunkel.

Meine Fenster gingen auf die Straße. Die Nacht fing an. Patrouillen durchstreiften die Stadt. Unsere Verwandte lag unter den Fenstern meines Zimmers. Ein Polizist blieb neben ihr stehen und fing an, mit ihr zu reden. Ich stand hinter geschlossenen Läden; es war befohlen worden, alle Fensterläden zu schließen. Plötzlich hörte ich einen Schuss. Als ich am Morgen herauskam, sah ich, dass man ihr den halben Kopf weggeschossen hatte. Ihr Leichnam lag zwei Tage lang unter meinen Fenstern. Dann grub man ein kleines Loch im Bombenkeller und hat sie dort begraben.

In den ersten Tagen gab es viele Selbstmorde unter den Juden. Man musste schon sehr starke Nerven haben, um durch die Stadt zu gehen und sich das alles anzusehen. Vielleicht hat es einigen ja auch gefallen.

Es fanden sehr viele Durchsuchungen statt. Rumänische Soldaten haben die Wohnungen durchkämmt, mit oder ohne Befehl. Dabei wurde sagenhaft viel gestohlen. Die Rumänen waren sehr diebisch und bestechlich. Sie mochten es zwar nicht, wenn man sie mit Zigeunern verglich, weil die für Diebstähle bekannt waren, aber es gab da keinen Unterschied zwischen Rumänen und Zigeunern.

Als ich meinen Pass registrieren ließ, wurde ich nach meinem Mann gefragt. Ich sagte, dass ich mit einem Juden verheiratet bin, dass mein Mann abgeholt worden war und ich nicht wusste, wo er sich befand. Und da ging es los. Ich wurde zum Polizeichef bestellt, mit dem ich sehr lang sprach. Eine ganze Stunde lang hat er

mich malträtirt: „Wie konnten Sie nur, was ist Ihnen bloß eingefallen, einen Juden zu heiraten!“. Schließlich sagte er: „Bringen Sie mir die Papiere Ihrer Eltern“. Ich musste die Herkunft meiner Eltern nachweisen. Die Sache ging mehr oder weniger glimpflich aus. Nach zweistündigem Gespräch wurde mein Pass registriert und ich durfte nach Hause gehen. [B.3]

**Brodskaja:** Wir wurden aus Odessa nach Sortirowotschnaja<sup>2</sup> getrieben, wie Vieh. Das war im Januar 1942. Wir saßen im Gefängnis, bis es zu schneien begann. Dann wurden wir freigelassen. Es gab den Befehl, sich registrieren zu lassen. Im Januar 1942 sind wir hingegangen. Es hieß: Sucht euch einen Platz in einem Zimmer, wo noch was frei ist. Das war ein Schulgebäude. Wir haben darin gewohnt. Einige Zeit später begannen sie, uns in Gruppen mitzunehmen und abzutransportieren. Wir waren die vorletzte Gruppe. Auf dem Weg nach Sortirowschnaja haben uns die Rumänen geschlagen. Erst gingen wir bis Beresowka<sup>3</sup>. Um Mitternacht kamen wir an. Wer irgendwelche Sachen dabei hatte, dem wurden sie abgenommen. Sie nahmen uns Schuhe und Oberbekleidung ab und schlugen uns mit Gewehrkolben, bis nichts mehr ging. Auf den Kopf, auf die Beine. Von Beresowka liefen wir zu Fuß nach Dumenowka<sup>4</sup>. Es war schrecklicher Frost. Wir waren hungrig, zerlumpt. Es gab weit und breit keinen geschützten Ort für die Nacht, nirgendwo ein Gebäude. Ich war mit einem zehn Monate alten Säugling unterwegs. Wer auf dem Weg zurückfiel, wurde mit dem Gewehrkolben erschlagen. Den Toten haben sie dann ganz ungeniert die Kleidung ausgezogen.

So sind wir bis nach Dumenowka gegangen. Dort wurden wir in ein großes Gebäude gebracht. Da ist Flecktyphus ausgebrochen. Zu essen bekamen wir nichts. Jeden Tag wurden zwanzig bis dreißig Tote abtransportiert. Mein Kind ist dort an Flecktyphus gestorben. Sie fingen an, Arbeit zu verteilen.

In Beresowka und Dumenowka waren die Wachen übrigens von der russischen Polizei. Wenn wir aufs Klo mussten, haben sie es mal erlaubt, dann wieder nicht, ganz wie sie wollten. Einmal wurde ein Polizist wütend auf meine Schwester, als sie auf die Toilette ging.

„Wohin gehst du?“, fragte er.

„Auf die Toilette“, antwortete sie.

„Wer hat dir das erlaubt?“ Er griff zum Gewehr.

Meine Schwester duckte sich. Er schoss. In diesem Moment kam Dr. Bronstein aus der Toilette. Die Kugel traf ihn. Er fiel tot zu Boden. Sie sind sofort zu ihm hingelaufen und haben ihn ausgezogen.

Wir wurden ins Dorf Malino geschickt, wo sich ein Sowchos (ein landwirtschaftlicher Großbetrieb) befand. Dort haben wir sechs Monate lang gearbeitet. Wir lebten in einem Lager. Man gab uns nichts zu essen. Mein Vater ist dort vor Hunger gestorben. Als die Arbeit erledigt war, rief uns der rumänische Direktor zusammen und sagte: „Ihr habt gut gearbeitet. Ich schicke euch jetzt in

---

<sup>2</sup> Sortirowotschnaja: ein Bahnhof unweit von Odessa.

<sup>3</sup> Heute Bereziwka, 90 Kilometer nördlich von Odessa.

<sup>4</sup> „Dumenowka“ im Protokoll, sollte Domanjowka heißen, heute Domaniwka, 50 Kilometer nördlich von Beresowka.

einen anderen Kolchos.“ Wir hatten schreckliche Angst vor dem Konzentrationslager in Achmatschejewka<sup>5</sup>. Wir wussten, da gab es ein Todeslager und wer dort landete, tauchte nie wieder auf. Am Morgen wurden wir auf Fuhrwerke gesetzt und losgeschickt. Wir wussten nicht, wohin die Reise ging. So gelangten wir ins KZ Achmatschejewka.

Ich habe eineinhalb Jahre in diesem Lager verbracht. Dort herrschte ein furchtbares Regiment. Die Polizei erlaubte es nicht einmal, sich ein Glas Wasser zu holen. Das durften wir nur in Zehnergruppen. Wenn sie jemand elften bemerkten, wurde dieser auf der Stelle erschossen.

Wir lebten in einem eingezäunten Ort. Das Haus hatte weder Dach noch Fenster. Es war kalt. In dieser Baracke gab es zwei Ziegelsteine. Wir bekamen eine Ration von zwanzig Gramm Maismehl. Daraus machten wir Teig und buken ihn auf diesen Ziegeln. Für einen Holzspan, den meine Schwester nahm, um das Wasser warm zu machen, kriegte sie 25 Schläge.

Wir wurden am 25. März befreit, als die Rote Armee kam.<sup>6</sup> Die Polizisten, die uns bewacht hatten, wurden vom NKWD verhaftet. Wir waren natürlich verlaust und dreckig. Die Leichen der Gestorbenen wurden nicht begraben. Es gab dort einen Brunnen, dort wurden sie hineingeworfen und es wurden Steine darauf geschüttet. Niemand hatte Zeit, um sie zu beerdigen, niemand konnte sich darum kümmern.

Zuletzt war es uns in diesem Konzentrationslager etwas besser gegangen, weil die bessarabischen und rumänischen Juden den russischen und ukrainischen Juden halfen. [B.4] Im Sommer mussten wir im Sowchos arbeiten. Ich war zu schwach, um zur Arbeit zu gehen. Meine Schwester arbeitete. Für mich konnte sie nichts tun.

In der letzten Zeit [vor der Befreiung] waren die Deutschen da. Wir mussten Schützengraben ausheben und Bunker bauen. Sie haben uns sehr misshandelt. Als sie uns rausjagten, um Schützengraben auszuheben, waren wir alle nackt, wir hatten weder Galoschen (Überschuhe), noch Schuhe, noch Strümpfe, noch Röcke an. Als die Einheimischen uns sahen, weinten sie. „Wie könnt ihr sie so auf die Straße jagen?“ – „Haltet den Mund, die werden hier Gräben ausheben, sollen sie doch vermodern!“

Nachts kamen die Polizisten die jungen Frauen im Lager besuchen. Gegenüber vom Lager, an der Ecke befand sich der deutsche Klub. Am Morgen des 27. März kam ein Polizist zu den Frauen gerannt und wollte, dass sie ihm den Mantel säuberten.<sup>7</sup> Wir fragten ihn: «Was ist passiert?». Er sagt, «der Rückzug scheint loszugehen». Wir hörten, dass unsere Armee schon auf der anderen Seite des Bugs stand.

---

<sup>5</sup> „Achmatschejewka“ hieß richtig Akmetschetka und war eine Ortschaft 20 Kilometer östlich von Domaniwka, heute bekannt als Prybushshia. Während des Zweiten Weltkrieges eines der berüchtigsten rumänischen Konzentrationslager.

<sup>6</sup> Das Datum ist unpräzise, wie der weitere Gesprächsverlauf zeigt: am 25. März scheint sich die Rote Armee lediglich dem Lager genähert zu haben. Das Lager wurde erst am 28. März 1944 befreit.

<sup>7</sup> Vielleicht wollten die Polizistinnen, dass die Schulterstücke oder andere Kennzeichen an den Mänteln, die sie als Wachen auswiesen, entfernt würden.

Am 26. März kamen die Deutschen ins Lager. „Kommt alle raus“. Das taten wir. Uns war klar, dass sie uns zur Erschießung brachten, denn am selben Tag waren alle Juden acht Kilometer aus dem Dorf herausgeführt und viele dort erschossen worden. Der Kommandant sah uns an und sagte: „Was soll ich denn mit diesen alten Frauen?“ Und er hat alle zurück in die Baracke geschickt. Von 20000 Leuten waren zuletzt nur noch 60 übrig.

Am Nachmittag, 27. März, sahen wir lange zu, wie ihre beladenen Fuhrwerke abziehen. Wir saßen die ganze Nacht bereit.

Am 28. März, um vier Uhr klopfte es an unsere Tür. Wir dachten, es seien die „Gäste“, die uns oft besuchten.

– „Wer ist da?“

– „Die Rote Armee.“

Wir konnten das nicht glauben. Wir hielten es für eine Provokation.

– „Macht die Tür auf, Genossen, wir sind welche von euch.“

Wir öffneten die Tür. Können Sie sich vorstellen, was da los war? Alles schrie, lärmte, weinte, wir waren ganz aufgelöst. Wir konnten kaum glauben, dass wir befreit worden waren, dass wir nicht mehr jede Minute aus dem Fenster schauen mussten, ob ein Rumäne oder ein Deutscher kommt. Jetzt brauchten wir keine Angst mehr zu haben, dass man uns erschießt.

Es ist unmöglich, diese Misshandlung in allen Einzelheiten zu beschreiben! Ich habe meinen Sohn und meinen Vater verloren, ich habe meine Gesundheit verloren. Was habe ich in diesen drei Jahren nicht alles erlitten.

**Ptschelinzewa:** Laut einem Befehl mussten alle Juden einen gelben Stern auf schwarzem Samt tragen. Die Frauen trugen Tücher, um diesen Stern zu bedecken. Die Rumänen rissen die Tücher ab, wenn sie den Frauen begegneten. Versuchte die Frau, sich zu verteidigen, wurde sie erschossen. Es gab sehr viele Tote. Leichen lagen auf dem Pflaster. Tausende von Leichen wurden in Gruben geworfen.

**Iwanowa:** Bei uns lagen viele Leichen um das Gefängnis herum, es gab viele in der Nähe des Hafens, bei dem alten Friedhof, denn dort befand sich eine Straße zum Gefängnis.

Zum Selbstmord von Prof. Rabinowitsch: Er hat sich zu Hause vergiftet. Um seiner Frau keinen Kummer zu machen, verließ er das Haus, ging ein paar Häuserblocks weit, setzte sich an eine Straßenbahnhaltestelle und starb. Er lag dort mehrere Tage lang und wurde nach und nach ausgeraubt und ausgezogen, bis er nackt war. Schließlich schickte einer der Universitätsprofessoren einen Wagen, um seine Leiche abzutransportieren. Seine Frau hat mehrfach versucht, sie zu holen, aber es wurde ihr nicht erlaubt. [B.5]

Zum Umgang der Rumänen mit den Frauen: Die Rumänen kamen auf den Hof und sagten: „Ich will lieben“. Einige Frauen haben das genutzt, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie haben sich mit Rumänen zusammengetan, wo es nur ging. Das war sehr einträglich, denn die Rumänen stahlen gern und verstanden sich darauf. Sie brachten alles Gestohlene der Frau, mit der sie lebten.

Lange Zeit, fast ein halbes Jahr lang, gab es hier kein Brot. Nur die rumänischen Soldaten hatten Brot. Sie haben sich die Frauen für ein Stück Brot gekauft. Frauen, die Kinder hatten, kann man nicht so einfach verurteilen. Sie mussten ihre Kinder ernähren, mussten irgendwie weiterleben.

Als die Deutschen hier waren, war der Umgang mit den Frauen am schlimmsten. Sobald es dunkel wurde, konnten Frauen nicht mehr vor die Tür gehen, die haben jede vergewaltigt, die sie auf der Straße trafen. Eine 69-jährige Reinigungsfrau, nicht aus unserer Einrichtung, wurde auch vergewaltigt. Sie ist gestorben. Die Deutschen sagten: „Uns ist alles gleich, Hauptsache, sie ist gesund“.

Man muss sagen, dass sich Geschlechtskrankheiten unglaublich stark ausbreiteten. Die Rumänen haben viele Krankheiten hier eingeschleppt. Es gab viele Gesundheitsfürsorgestellen und Heilanstalten. Es gab Bekanntmachungen in den Zeitungen, und auf den Straßen wiesen Plakate mit Pfeilen den Weg zu den Fürsorgestellen. Die Behandlung von Geschlechtskrankheiten war kostenlos.

Was Sauberkeit und Hygiene angeht, waren die Deutschen den Rumänen weit überlegen. Bei den Rumänen lief alles einfacher, offener ab. Dass die Deutschen sich als solche Bestien herausstellen würden, hätten wir nicht gedacht. Wir haben die Deutschen für ein altes Kulturvolk gehalten, niemand hätte erwartet, dass sie zu so etwas fähig sind.

Die letzten eineinhalb Monate waren eine furchtbare Zeit. Was haben sie nicht alles getan – sie haben Menschen erschossen und verbrannt. In der Ostrowidow-Straße war ein ganzer Keller voller russischer Männer, die deutsche Kleidung angezogen hatten und alle erschossen wurden. Dass das Russen in deutscher Kleidung waren, steht fest.

Zur wirtschaftlichen Situation: Viele hatten den Eindruck, wir hätten unter den Rumänen in Saus und Braus gelebt. Ganz abgesehen davon, dass wir mit den Nerven am Ende waren, stimmt das so nicht. Auf dem Markt konnte man vieles kaufen. Die Konditoreien waren voll von Schokolade und Kuchen, sehr vieles wurde aus Rumänien importiert. Aber ein Mensch mit durchschnittlichem Einkommen, also ein Angestellter, konnte sich das alles nicht leisten. Manche haben einen Weg gefunden. Den Frauen, die mit den Rumänen und Deutschen „Geschäfte“ machten, ging es gut, und viele haben mit jüdischen Wohnungen kräftig verdient.

Ich habe fünfzehn Jahre in unserem Haus gelebt. Zwei, drei Tage nachdem die Besatzer kamen, zogen einige Hausbewohner in bessere Wohnungen um. Sie wohnten dort eine Woche, nahmen alles Wertvolle mit und zogen dann weiter in die nächste Wohnung. So kann man sich von Umzug zu Umzug bereichern. Mit dem Geld konnte man dann eine Kantine oder einen Laden eröffnen. Diese Läden, die hier „badega“<sup>8</sup> heißen, liefen gut und ihre Besitzer waren wohlhabend.

Wer würde nicht lieber im tiefsten Russland Teuerung und Mangel leiden als die „Herrlichkeit“ zu erleben, die wir hier hatten? [B.6]

---

<sup>8</sup> „Badega“ scheint ein rumänischer Begriff für eine Weinbar oder Taverne zu sein. In dieser Bedeutung, die an das spanische Wort „Bodega“ erinnert, war der Begriff auch in Odessa im Umlauf. Siehe: <https://argo.academic.ru/205/%D0%B1%D0%B0%D0%B4%D0%B5%D0%B3%D0%B0>

**Ptschelinzewa:** In den ersten Tagen nach Einnahme der Stadt sind die Besatzer in Wohnungen eingedrungen, sie haben die Schlösser von Wohnungen und Räumen der Evakuierten aufgebrochen, besonders von Juden. Unter dem Vorwand, nach einer „Flinte“ zu suchen, haben sie die Wohnung betreten und Uhren, Silber und anderes mitgenommen. Besonders gern haben sie Zucker gestohlen.

Die Bestechlichkeit war sehr hoch. Von den Soldaten, die Betriebe und Fabriken bewachten, konnte man zum Beispiel für Dinge wie eine Ledertasche und sogar für ein Stück Zucker eimerweise verschiedene Lebensmittel bekommen.

**Iwanowa:** Die Rumänen sind von Natur aus grober und weniger kultiviert, deshalb erwartet man von ihnen nicht viel. Die Deutschen sind ein westeuropäisches Kulturvolk. Sie waren äußerst grausam und hochmütig gegenüber den Russen.

Es war auffällig, dass es zwischen den Soldaten der mittleren und unteren militärischen Ränge keinerlei freundschaftliche Beziehungen gab.

Die Beziehungen zwischen Rumänen und Deutschen waren äußerst angespannt. In den letzten Tagen haben die [Rumänen] furchtbar getrunken. Folgender Vorfall wurde berichtet: Eine Gruppe Rumänen saß [in einem Ausschank (Badega)] an einem Tisch. Einer sagte in gebrochenem Deutsch zu der Besitzerin des Ladens: „Bring mir bitte Marmelade“. Sie gab ihm ein halbes Kilo Marmelade. Er nahm sie und warf sie auf das Hitlerbild. Dann wiederholte er das alles. Als er zum dritten Mal um Marmelade bat, hatte die Frau große Angst, ihm die Marmelade zu geben. Wenn jemand reingekommen wäre, wäre sie dran gewesen, die Badega wäre womöglich geschlossen worden. Ein anderer Rumäne forderte auch Marmelade. Sie hat gesagt, dass keine mehr da sei und versucht, sie hinauszukomplimentieren.

Sie hatten die Nase voll vom Krieg. Sie hatten keinen Anreiz, weiterzukämpfen. Sie haben die Deutschen gehasst, besonders Hitler.

**Ptschelinzewa:** Uns hat gewundert, wie die ranghöheren [rumänischen] Militärs, die Offiziere und Unteroffiziere, ihre Offiziersburschen behandelt haben. Wenn ein Offizier in unsere Bibliothek kam, stand der Offiziersbursche immer hinter seinem Stuhl. Der Offizier hat mit dem Buch gearbeitet, und der Offiziersbursche durfte sich nicht setzen, bis er fertig war. Das kam uns sehr seltsam vor.

Am Anfang war die Einstellung gegenüber uns Sowjetmenschen äußerst hochmütig. Das hat sich im Laufe des Jahres verändert. Das hohe kulturelle Niveau hat sie zutiefst beeindruckt, sie hatten das im sowjetischen Land nicht erwartet. Sie haben sich sehr für die sowjetische Literatur interessiert, vor allem für schöngeistige Literatur. Von den sowjetischen Schriftstellern war vor allem Scholochow<sup>9</sup> sehr gefragt. Sie haben die ganze Stadt nach seinen Büchern abgesucht. Von den Klassikern war Dostojewski sehr beliebt. Warum, weiß ich nicht. Und Tolstoi. Die Große Sowjetische Enzyklopädie hat ihnen buchstäblich die Sprache verschlagen.

---

<sup>9</sup> Michail Scholochow (1905-1984) war ein bekannter sowjetischer Romanschriftsteller, der ein Jahr vor dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion seinen epischen Roman „Der Stille Don“ fertiggestellt hatte.

Für sie war das eine echte Entdeckung – eine so monumentale Ausgabe, so interessant, so hoch wissenschaftlich. Sie hatten sich das nicht vorstellen können. Aus ihren Gesprächen, die wir zufällig hörten und schon ein bisschen verstanden, konnten wir schließen, dass sie davon völlig überrascht waren. Die Große Sowjetische Enzyklopädie haben sie sich geholt, wo sie sie kriegen konnten: Sie haben in Bibliotheken und bei privaten Händlern danach gesucht und viel Geld dafür bezahlt. Sogar einzelne Bände haben sie gekauft. [B.7]

**Iwanowa:** Sie waren sehr an dem sowjetischen Finanzwesen interessiert. Die Rentenzahlung erfolgte ebenfalls auf der Grundlage der sowjetischen Gesetzgebung. Die sowjetische Sammlung von Gesetzen und Vorschriften haben sie komplett mitgenommen und uns dafür eine Sammlung rumänischer Gesetze geschickt. Sie saßen hier in der Bibliothek und haben Bücher über Rechtsgeschichte gelesen. Sie wollten das alles mitnehmen, an die Universität in Iași und auch nach Bukarest. Das haben wir einerseits bedauert, aber andererseits waren wir auch stolz auf das, was wir hier hatten.

**Ptschelinzewa:** Wir hatten gemischte Gefühle. Es hat uns leidgetan um die Bücher, aber dann haben wir auch wieder gedacht: Sollen sie sie doch nehmen. Wir beschaffen uns schon wieder neue. Manchmal haben wir Katalogkarten versteckt. Sie wollten nämlich nicht nur die Bücher, sondern manchmal auch die Kataloge. Sie sind in die Magazine gegangen und haben danach gesucht.

Die Direktorin war eine alte Kollegin, die früher das Büchermuseum geleitet hatte. Als die Rumänen kamen, wurde sie Bibliotheksdirektorin. Sie wurde von der Verwaltung ernannt. Die Bibliothek war der Verwaltung unterstellt.

Eines Tages kam Oberst Lisa<sup>10</sup> in die Bibliothek. Er konnte sehr gut Russisch. Er war sehr unhöflich zu uns, vor allem zu unserer Direktorin. Ihm war klar, dass wir uns für die Rumänen nicht gerade ein Bein ausrissen, dass wir uns nicht unbedingt bemüht haben, ihnen gefällig zu sein und nicht alles weggeben wollten. Er nannte uns „sowjetische Akademiker, die sich hinter den Bolschewiken verstecken“. Besonders unsere Direktorin hat er angeschnauzt, weil sie Bücher versteckt hielt und trotz aller Anordnungen nicht herausgeben wollte.

**Iwanowa:** Ganz am Anfang haben die Deutschen die Zuständigkeit für die Bibliothek übernommen. Dann wurde sie an die Rumänen übergeben.

Wir haben Verpflegung erhalten, aber längst nicht regelmäßig.

Die Besatzer sind am 16. Oktober gekommen. Unsere erste Gehaltszahlung haben wir im März erhalten. Von Oktober bis März hatten wir nichts.

Wir haben lange Zeit kein Brot bekommen. Es gab auch lange kein Wasser. Vor dem Rückzug haben die Sowjets viele Verteilungszentren geöffnet. Dort haben wir ziemlich viel Zucker und Speiseöl in Flaschen gekriegt. Das hat uns einige Monate über Wasser gehalten. [B.8]

---

<sup>10</sup> Ein möglicher Tippfehler. Lica ist ein verbreiteter rumänischer Name: <https://forebears.io/surnames/lica>



